

«Ich sehne mich nicht nach den elitären Zeiten zurück»

Autor(en): Christof Wamister

Quelle: Basler Stadtbuch

Jahr: 2010

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/1ad68bf0-de59-4d00-83e2-4488b1ac0073>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

«Ich sehne mich nicht nach den elitären Zeiten zurück»

Ein Gespräch mit Antonio Loprieno, Rektor der Universität Basel

Christof Wamister

Die Universität Basel feierte im vergangenen Jahr ihr 550-jähriges Bestehen. Es war kein Jubiläum mit einer Jahrhundertzahl. Grund zum Feiern und zum Reflektieren gab es aber genug, hat die Universität doch in den letzten zwanzig Jahren die umfassendste Veränderung ihrer Geschichte durchgemacht. Sie wird jetzt von den beiden Kantonen Basel-Stadt und Basel-Landschaft getragen. Sie wurde überdies einer tiefgreifenden Reorganisation unterzogen und ist nun eine autonome Institution, die selbstständig über ihre akademische Entwicklung entscheiden kann. Die Leitlinien geben aber weiterhin die politischen Auftraggeber vor, von deren Geld die Universität auch in Zukunft weitgehend abhängig sein wird. Die Entwicklung von der elitären Institution zur Massenuniversität mit stark geregelten Studiengängen ist nicht mehr rückgängig zu machen.

Jubiläen werden manchmal als Pflichtpensum absolviert oder man will sich damit in Erinnerung rufen. Am Ende sind alle froh, dass es vorbei ist. War das beim Jubiläum 550 Jahre Universität anders?

Antonio Loprieno: Wir wollten dieses Jubiläum von vornherein ins Zeichen nicht der Geschichte, sondern des Gedächtnisses stellen. Ich würde den Unterschied so formulieren, dass die Geschichte eher rückwärtsorientiert und das Gedächtnis eher eine Art Stütze für die Gegenwart ist. Das Jubiläum hat ja keine runde Zahl, es ist eher das Ergebnis einer vermehrten Suche nach Sichtbarkeit in der Öffentlichkeit. Und wir wollten vor allen Dingen den Zusammenhalt sowohl mit der Gesellschaft als auch den innern Zusammenhalt manifestieren. Mit dem Motto «Wissen bewegt uns» wollten wir auch die emotionale Komponente hervorheben. Und in dieser Hinsicht war das Jubiläum ein Erfolg.

Sind wir auch froh, dass es vorbei ist? Diejenigen von uns, die am meisten aktiv waren, sind sicher froh, dass sie zwei Stunden mehr zu Hause verbringen können. Ich kann Ihnen aber auch offen sagen: Ich fühle mich besser nach abgeschlossener Übung.

Als kritischer, geisteswissenschaftlich orientierter Mensch verspürte ich vorher eine kleine Skepsis. Aber jetzt sehe ich, dass die Rechnung aufgegangen ist.

Das Jubiläum war ja zweifellos eine Zusatzbelastung zum laufenden Betrieb von Lehre und Forschung.

Das ist wahr. Deshalb mussten wir uns einen Gewinn versprechen, für die Institution und letzten Endes auch für die Menschen innerhalb der Institution. Sie sollten sich stärker damit identifizieren. Das grosse Problem der europäischen Universitäten – und da sind wir in Basel keine Ausnahme – ist, dass wir uns im Allgemeinen eher mit unserem Fach als mit der Gesamtuniversität identifizieren. Deshalb war eine Idee des Jubiläums, die Aufmerksamkeit auf die Universität als Ganzes zu lenken. Und dieses Ziel ist im Rahmen des in einem Jahr Möglichen erreicht worden.

Welcher Teil des Programms hatte aus Ihrer Sicht am meisten Erfolg?

Im Allgemeinen waren die erfolgreichsten Teile des Programms jene, bei denen eine Präsenz in der Öffentlichkeit gegeben war. Die weniger erfolgreichen Teile des Programms waren die rein wissenschaftlichen. Sehr erfolgreich war das «Fest der Wissenschaften» in Basel. Es wurde von den verschiedenen Akteuren wie Gesellschaft, Schulen und Politik sehr geschätzt, dass wir es waren, die den ersten Schritt machten, uns zu präsentieren. Ich glaube, das ist gelungen. Nicht so sichtbar und vielleicht auch wissenschaftlich nicht so erspriesslich waren die rein wissenschaftlichen Veranstaltungen, zum Beispiel der Kongress im Mai zum Thema «Wissen bewegt uns».

Die Universität ist nicht mehr eine rein baslerische Institution.

Hat sich das Verhältnis der Basler zu ihrer Uni deshalb geändert?

Ich glaube, eine Art Bekenntnis zur Universität besteht weiterhin, allerdings hat sich die soziale Trägerschaft dieses Bekenntnisses verändert. Vor fünfzig Jahren war das Bekenntnis zur Universität eines der städtischen Elite. Jetzt haben wir eine stärkere Präsenz als gesellschaftliche Institution, aber vielleicht haben wir ein wenig an Identifikation bei den bildungsbürgerlichen Schichten verloren. Vielleicht ist die Universität heute ein bisschen weniger baslerisch, und insofern ist die Trägerschaft der Unterstützung diffuser geworden. Sie ist quantitativ ähnlich gelagert wie früher, aber breiter und nicht mehr so konzentriert auf die städtische Elite.

Die Universität wächst und wächst. Würden Sie sich in eine Zeit zurücksehnen, in der die Basler Uni 116 Studenten zählte und ein Friedrich Nietzsche manchmal nur zwei Hörer hatte?

Das kann man sich kaum mehr vorstellen, und ich sehne mich mit Sicherheit nicht danach zurück. Was sich radikal verändert hat in den letzten Jahrzehnten, ist das Ver-

ständnis der Universität als wissenschaftlicher Arm der Gesellschaft und nicht mehr als Stätte der Elite. Die klassische, auch Humboldt'sche Universität war die Wirkungsstätte der Elite. Und dieses Modell von Universität ist eigentlich gesellschaftlich nicht mehr aktuell und ist vor allem nicht mehr aktuell, wenn die Beziehungen zur öffentlichen Hand so eng wie heute sind. Natürlich streben wir nach Exzellenz, nach Spitzenleistungen, aber nur Exzellenz als Merkmal der Universität hervorzuheben, ist nicht möglich. Wir sind der Ort, wo zwanzig Prozent unserer Gesellschaft vorbereitet und ausgebildet werden, nicht zwei Prozent. Das müssen wir bedenken, wenn wir unsere Wirkung betrachten. Deshalb sehne ich mich überhaupt nicht nach den elitären Zeiten zurück.

Heute zählt die Universität zwölftausend Studierende, was auch für den gelegentlichen Besucher des Kollegiengebäudes und den Benutzer der Universitätsbibliothek sichtbar wird. Ist das jetzt bereits Massenbetrieb?

Es ist ein Mini-Massenbetrieb. Die Universität ist so etwas wie das Spiegelbild unserer Stadt. Basel ist eine Mini-Grossstadt. Sie hat zwar nicht die kritische Masse einer Grossstadt, hat aber die inneren Strukturen einer solchen. So ist es auch mit der Universität Basel. Sie hat nicht die kritische Masse einer grossen Universität, aber die Strukturen einer solchen sind vorhanden.

Sie sind kein Freund der alten Eliteuniversität. Befürworten Sie für die Zukunft aber Zulassungsbeschränkungen oder Aufnahmeprüfungen?

Ich bin auch kein Freund von zu strengen Zulassungsbedingungen. Denn wir dürfen nicht vergessen, dass wir in der Schweiz eine Gesellschaft sind, die eigentlich eher zu wenige als zu viele Maturanden hat, vor allem im Vergleich mit dem benachbarten Ausland. Das heisst, es ist volkswirtschaftlich nicht sinnvoll, den Zugang zur Universität zu elitär zu gestalten. Anders stellt sich für mich die Frage, wenn wir von der Zulassung zu bestimmten Studiengängen sprechen, die besondere Ansprüche an die Forschung stellen. Wo eine spezifische Form von Leistung erwartet wird, erfolgt die Selektion automatisch.

Die Universität ist jetzt autonom, gibt sich den Anschein einer selbstständigen Körperschaft. Dabei ist sie weitgehend von öffentlichen Geldern abhängig.

Fühlen Sie sich wohl bei der öffentlichen Hand, oder fehlen einfach Alternativen?

Eine interessante Frage. Das Wort Autonomie wird je nach Gesprächspartner unterschiedlich interpretiert. Um es brutal zu formulieren: Die Universität von vor fünfzig Jahren war – je nach Gesichtspunkt – viel autonomer als jetzt, oder gar nicht autonom. Viel autonomer sicher im Sinne der Professorenuniversität. Ein Professor vor fünfzig Jahren war eine Art Potentat, ein Mandarin. Er durfte entscheiden, was er wollte. Die Autonomie dieser aristokratischen Gruppe wurde stark eingeschränkt.

Heute bedeutet mehr Autonomie, selbstständig über die akademische Entwicklung in der Universität zu entscheiden. Die Führung der Universität ist jetzt autonomer als früher. Dabei heisst Autonomie nicht unabhängig, sondern im Rahmen eines Auftrags der öffentlichen Hand selbstständig zu entscheiden. Die Universität ist aber nicht frei zu entscheiden, ob sie eine Volluniversität oder eine spezialisierte Universität sein will. Sie kann nicht aus Spargründen eine ganze Fakultät abschaffen. Das ist eine politische Entscheidung, weil sie mit öffentlichen Geldern geschieht. Diese Tatsache ist den Akademikern aus Tradition nicht sehr bewusst.

Wie wird die Universität Basel bei ihrem 600-Jahr-Jubiläum aussehen? Dreissigtausend Studierende oder eine Eliteuniversität mit Zulassungsbeschränkungen? Oder fusioniert zu einer Universität Schweiz?

Prognosen sind eine intellektuelle Herausforderung. Ich wage die folgende: Die Position der Universität Basel in der universitären Landschaft, in der Schweiz, wird ungefähr vergleichbar mit der heutigen sein. Ich sehe weder eine Universität, die verschwindet, noch eine Universität Basel, die Weltprominenz erlangt. Aus verschiedenen Gründen: weil wir nicht zu den vom Bund gesetzten Schwerpunkten gehören wie zum Beispiel die ETH in Zürich oder Lausanne. Wir sind ein bisschen dritte Kraft. Aber Basel hat dank seiner wirtschaftlichen Stärke auch Standortvorteile und wird auch in fünfzig Jahren ein Ort mit einer sehr guten Universität sein, auf nationaler und internationaler Ebene. Die Basler Universität wird in fünfzig Jahren ungefähr so aussehen wie heute. Aber ich vermute, sie wird weniger Fächer haben und es wird eine Form von Konzentration stattgefunden haben, und vielleicht wird die Verbindung mit der Industrie intensiver sein. Der proportionale Anteil der öffentlichen Hand wird abgenommen und der Anteil von privater Seite wird zugenommen haben. Ich kann die Prognose wagen, dass man in fünfzig Jahren eine Universität Basel in ähnlicher Position wie heute feiern wird.

Könnte es nicht sein, dass die Universität in fünfzig Jahren nur noch in virtueller, elektronischer Form existieren wird?

Das glaube ich nicht, weil die Universität neben der Römischen Kirche eine der stabilsten Institutionen der letzten tausend Jahre ist. Es braucht auch in Zukunft die direkte Beziehung zwischen Dozent und Student, wie sie in der Skulptur von Alexander Zschokke vor dem Kollegengebäude dargestellt ist. Das ist eine Grundkomponente des menschlichen Daseins.